

## Zweite Abtheilung.

### Allgemeine Raisonnements und Betrachtungen über das Duell.

#### I. Abschnitt.

##### Vorläufige Bemerkungen.

Wir haben bisher ein Gemälde betrachtet, das uns mit den Hauptzügen der Vorzeit und den merkwürdigsten Szenen, aus dem alten Ritterwesen bekannt machte. Wir haben uns der Turniere unsrer Väter erinnert, wo die Helden, welche Deutschland an den Hunnen, Obotriten und Wenden gerächet, vor den Augen der Fürsten, der Frauen und Jungfrauen erschienen, wo sie in prächtigem Aufzuge ihre Helme beschauen, ihren Adel und Sitten beurtheilen ließen, und hierauf den Ihrigen in einem Spielgefechte zeigten, wie fürchterlich sie dem Feinde seyn würden. Wir kommen aus dem grauen Alterthum und dem mittlern Zeitalter, aus dem wir nur das Interessanteste zu Erreichung unsrer Absicht berührt haben, auf unser gegenwärtig aufgeklärteres Jahrhundert zurück, wir wenden nun unsre Blise, von jenen Zeiten der Kraft und Hochherzigkeit ab, und heften sie nunmehr auf die unsrigen; wir verlassen unsre geharnischten Vorältern mit Helm, Schild und Schwert, und beschäftigen uns nun mit einer andern Gattung Ritter, wel-

che mit leichtern Waffen ein Uebel unterhalten, das desto strafbarer ist, weil es meistens aus minder edlern Antrieben herrührt, und weder zu allgemeinem Nutzen dienen, noch allemal einen unzweydeutigen Beweis von Herzhaftigkeit abgeben kann.

Ich will keine Vergleichung der Vorzeit mit der unsrigen anstellen; ich enthalte mich, den kriegerischen Muth, die Biederkeit und die Empfindungen der Ehre und Wahrheit der Alten, gegen diejenigen unseres Zeitalters abzumessen, um zu sehen, durch was jener Seelen-Adel, jene kluge Würdigung sein Selbst, und die verabredete Achtung alles dessen, was groß war und billig, in jenen gewest, genährt und gestärkt worden; in wie fern und in welchem Maas es noch heut zu Tag geschehe. Ich überlasse diese Gegeneinanderstellung dem forschenden Blick und der eigenen Beurtheilung des Lesers, der aus dem Gesagten gar leicht und von selbst das Resultat wird ziehen können; aber ich verehere den Schweiß, durch welchen der Stammvater eines stiftsmäßigen Lehensfolgers die Rechte zu erwerben lehrte, die heut zu Tag von vielen durch Weichlichkeit und Unmannlichkeit verunehrt werden.

Nur einige wenige Bemerkungen wolle man mir erlauben.

Der Leser wird freylich in jenen Zeiten der Nicht-Cultur, wo die Fackel der Philosophie und der gereinigten Moral, in Meynungen, Sitten und Gebräuchen, noch kein allgemeines Licht verbreitete, auf manche Barbarey stoßen; er wird hin und wieder die Ehre, bald in einem seltsamen Gewande, bald auf Begriffe und Vorstellungen gestützt erblicken, die von den unsrigen abweichen. Er wird das Geizige der Religion versinnlicht, und anstatt wahren Chris-



fenthums, Mönchs-Theologie, Aberglauben und Schwär-  
mery antreffen. Er wird dieses beobachten und sich wundern,  
wie auf einem solchen Boden voll Unkrauts, so mancher  
Keim des Guten aufkommen, und so manche Tugend  
mit einer schimmernden Größe hervorsprossen können, die  
heut zu Tag denen, welche sich zu einem solchen Schwung  
der Seele zu ohnmächtig fühlen, als Erzählungen, aus  
den Fabelzeiten vorkommen werden. Sie werden mit Er-  
staunen den Einfluß wahrnehmen, welchen Erziehung und  
Sitten in die Herzhaftigkeit der alten Ritterschaft voriger  
Jahrhunderte gehabt. Hier hatte alles, auch die Spiele  
der Liebe, ein kriegerisches Ansehen, die Farben, der Na-  
menzug, der Sühnspruch der Geliebten, zierten den Schmuck  
des Liebhabers.

Die Schranken des Turnierplatzes öffneten sich jedesmal  
als ein neues Feld der Ehre, wo der Sieger vor den Augen  
der ganzen Nation oder eines Theils derselben, die Krone  
der Belohnung aus den Händen der größten Schönheit er-  
hielt. Jetzt vergleiche man mit diesen Tagen der Ehre die  
heutigen, wo beymahe Trägheit, Unempfindlichkeit herrschen,  
wo ein Theil unsrer Krieger die Lanzen, mit welchen ihre  
Väter fochten, nicht erheben können.

Turnier-Könige, Herolde und Waffen-Vorsetzanten er-  
mütheten den jungen Ritter, der zum erstenmale im Turnier  
erschien, an die Thaten seiner Ahnherren. „Gedenke, wes-  
sen Sohn Du bist!“ riefen sie ihm zu: „und schlage nicht  
aus der Art.“ Der edle Jüngling nahm weder Wappen,  
noch Feldslogung, noch Wahlspruch an; trug eine Decke über  
seinen Schild, damit sein Geschlechtswappen nicht sichtbar  
werde, bis Schwert oder Lanze die Decke zerhauen oder zer-  
rissen haben würde. Oft ließ er auch den Schild ganz weiß;  
Tapferkeit und Tugend mahlten ihm ein Sinnbild darauf.



Man vergleiche unsre Zeiten mit den damaligen, wo sich unsre Väter immer mehr und mehr durch wechselseitige Bande der Freundschaft zu vereinigen gesucht, und sich, außer dem natürlichen Rechte, die Namen Vater, Sohn und Bruder beygelegt haben. Diese glüklichen Zeiten sind nicht mehr, wir haben auch fast die Keime solcher zärtlichen und liebevollen Empfindungen ausgereutet: diese geheiligten Pfänder und Namen, welche unsre Väter mit so viel Edel-muth und Mühe zu vermehren bedacht waren, und welche die Natur selbst über alle andre Würden gestellt hat, sind beynahe verächtlich geworden. Es scheint, daß man sich schäme, sie zu führen und die Bande der Blutsfreundschaft nichts angenehmes mehr für uns haben.

Das Hirngespinnst des hohen Tons des Wohlstands, ein Ekel gegen das Natürliche, machen uns zum Theil gegen den Ruf der Väter und die Empfindungen des Herzens künstlich fühllos.

Wenn wir diese Wahrheiten auf die Duelle anwenden wollen, so bemerken wir, daß es fast das Ansehen habe, als ahnten wir heut zu Tage mehr ihren Thorheiten als ihren Tugenden nach.

Die Bewegungsgründe zu den Duellen der Alten und den Zweykämpfen der Vorzeit, scheinen, wo nicht ganz unschuldig, wenigstens doch weit weniger verabscheuungs- und strafwürdig zu seyn, als es die Ursachen sind, welche die neuern Duelle gewöhnlich veranlassen.

Die ersten Zweykämpfe wurden eigentlich, wie wir in der Ersten Abtheilung ersehen, zum allgemeinen Besten eingeführt. Man suchte ehemals eine kleine Anzahl Zweykämpfer aus, um das Blut beyder Armeen zu schonen, welche



durch ihren Sieg oder Tod das Schicksal der Könige und ihrer Staaten entschieden.

Eine andre Gattung der, wie man meynet, erlaubten Duelle, soll diejenigen seyn, die auf die Entdeckung gewisser Laster zielten, die nicht nach gewissen Regeln entdeckt werden konnten. Anstatt nun, daß sich dergleichen Personen selbst herausgefordert hätten, so wendeten sie sich zuvörderst an ihren Landesherrn. Man führte die Kämpfer in einen viereckigten Platz, und wann der Wassenherold ausgerufen hatte: Laßt die guten Leute ihren Kampf antreten! so erwartete jedermann den Ausgang.

Man glaubte auch, daß es im Adelsichen oder Ritterlichen Stande, gewisse Beleidigungen gebe, die nicht anders als mit Blut des Beleidigers abgewischt werden könnten. Es mußte aber ein solcher seine Ausforderung erst dem Könige vorzeigen und um die Erlaubnis bitten, die ihm sehr selten versagt ward.

Man schlug sich hinwiederum mit andern, um den Namen eines braven Kerls zu erlangen. Dergleichen Zweykämpfe fielen oft zwischen Rittern zwey verschiedner Nationen vor, die sich einander in der Tapferkeit nichts nachgeben wollten.

Man griff auch einige unter dem Vorwande besonders an, daß man die unterdrückte Gerechtigkeit retten wollte. Und diese Vorstellung, mit welcher die ehemaligen Ritter eine besonders hohe Stufe der Ehre verbanden, weil sie alsdann für Vertheidiger der Unschuld, der Religion und Tugend angesehen seyn wollten, hat eine unzählige Menge Zweykämpfe oder Duelle nach sich gezogen.

Endlich nahm dann auch die Liebe, wovon schon umständlicher geredet worden, an dergleichen Zweykämpfen großen



Antheil. Und damit man dieselben entweder desto ansehnlicher machen, oder die Zaghaften zu desto größerm Muth anreizen möchte, so erfand man allerley falsche Maximen der Ehre und Reputation, die sowohl vielen braven Helden als verzagten Menschen Blut und Leben gekostet haben.

Ehe wir uns nunmehr mit Untersuchung der Moralität der Duelle beschäftigen, wollen wir vorerst bey den eigentlichen Ursachen und der Quelle stehen bleiben, aus der in unsern Zeiten die allermeisten Duelle zu entspringen pflegen. Die Hauptveranlassungen hiezu, können wohl nach allgemeiner Erfahrung, keine andre seyn, als:

- 1.) Unrichtige Begriffe von Ehre und Schande.
- 2.) Die Folge davon: Ein falsches Point d'honneur.
- 3.) Rachbegierde.
- 4.) Unrecht verstandene und übel angewandte Tapferkeit und Herzhaftigkeit.
- 5.) Neid, Eigenliebe, allzugroße Empfindlichkeit und andre Fehler, die aus der Unsittlichkeit entspringen, von deren besonders schädlichen Einflüssen in der folgenden dritten Abtheilung ausführlicher gehandelt werden solle.

Vorjezo wollen wir über diese festgesetzten Hauptursachen besondre Betrachtungen anstellen: wir schließen uns aber dabey in die Gränzen ein, welche wir uns bey so mancherley wichtigen Gegenständen, vorzeichnen mußten. Unmöglich läßt sich hier alles sagen, was hierüber gesagt werden könnte. Wir wollen nur die Hauptideen zusammentragen, und sie alsdann dem weitem Nachdenken des jungen Lesers überlassen.



## II. Abschnitt.

### Von der wahren Ehre, dem falschen Point d'honneur und der Rache.

Ehre, auf Selbstliebe gepflanzet, ist Würdigung seines Ichs. Sie kann rechtmäßig oder unrechtmäßig, kleinlich und windig, oder groß und edel seyn. Oft ist sie freylich nichts als ein dummes Hirnphantom oder ein nothdürftiges Kleid für die armselige Blöße. Wahre Ehre hingegen ist eines der größten unter den irdischen Gütern, zuweilen wichtiger als das Leben. Sie bestehet in einer Meynung andrer Leute, dadurch sie einen Menschen höher als andre achten; und diese Meynung und Hochachtung gründet sich allezeit auf einen Vorzug vor andern, den die Leute an demjenigen, den sie hochachten, zu finden vermeynen, welche dann, wann man sie auf Seiten dessen, der hochgeachtet wird, betrachtet, eben das, was man Ehre nennet, ausmacht.

Die wahre Ehre ist die edelste und erhabenste Empfindung der Seele, die uns die Größe unsers Ursprungs und unsrer Bestimmung fühlen läßt. Sie ist nichts anders, als der Eindruck, der von der wahren Tugend herrühret; sie ist die günstige und gegründete Meynung der Rechtschaffenen von unsern Verdiensten und Geschicklichkeiten, und von der Absicht, sie auf die beste und gemeinnützigste Art anzuwenden. Die Ehre bestehet also auch in dem Verlangen, geehrt zu werden, und Ehre haben oder ein Mann von Ehre



zu seyn, darin: Nichts zu thun, daß der Ehrenbezeugung unwürdig ist. Man lerne aber eigenthümliche Ehre und erborgte Ehre, wahre und falsche Ehre wohl von einander unterscheiden; man schätze jene nach ihrem Werthe, und lasse sich diese nicht blenden. Alle Titel, aller Rang, alle Vorzüge, die wir bloß unsrer Geburt zu danken haben, das ist erborgte Ehre, das ist kein Verdienst, aber Verbindlichkeit und Antrieb, sich Verdienste zu erwerben, und dadurch gerechtere Ansprüche auf jenen Vorzug zu erlangen.

Alle Ehre, die durch unrechtmäßige, niedrige Mittel erworben wird; alle Ehre, die in einem ausgelassenen zügellosen Wesen, im Laster gesucht wird, das ist falsche Ehre — ist wahre Schande.

Niemand erniedrige sich also dadurch, daß er demjenigen, den bloß erborgte Ehre schmückt, eben die Achtung erweise, die er dem Verdienste schuldig ist.

Montesquieu bauet seine Monarchie auf die Ehre. Der Kriegstaat hat einen ähnlichen Grund. Man muß sie aber ganz besonders bey dem Stande beobachten, welcher sich vorzüglich dieselbe zuschreibt, der sich, die Wachsamkeit, sie zu bewahren, als eine eigene Pflicht auferlegt. Die Geburt macht aber, wie schon gesagt, weniger Ehre, als sie befiehlt. Große Würden fordern große Tugenden. Seine Herkunft rühmen, heißt nichts anders, als das Verdienst eines andern loben. Keiner hat für unsern Ruhm gelebt, auch das gehört uns nicht an, was vor uns war. Die Seele allein adelt. Der Adel ist ein Ehren-Stand, der einem zur Belohnung der Tugenden und Verdienste von der höchsten Obrigkeit verliehen worden, und auf die Nachkommen erbet. Daher kommt der Adel eigentlich nur dem ersten wahre Ehre bringen; und der, der ihn erbt, muß



wenn er wirklich edel seyn will, sich solcher durch eigene Tugend und Verdienste theilhaftig machen. Nur Verstand, nur Tugend und Verdienste adeln den Menschen, oder nach Juvenals Worten: Adel ist der Name, der in seiner eigentlichen Bedeutung immer unterscheidende Vollkommenheiten und Verdienste bezeichnete. Dahero sollte ein jeder junger von Adel nach Verdiensten ringen, die ihn würdig machten, geadelt zu werden, wenn er es noch nicht wäre. Dadurch würde ein jeder die Stiftung seines Adels in sich erneuern, und durch ein solches Emporstreben nach adelichen Tugenden, sich zum ersten seines Geschlechts machen.

Das Leben eines Edelmanns ist ein Leben, das allein der Ehre gewidmet ist, und seine schönsten Güter bestehen in seinem guten Rufe.

Der Adel, als das Zeichen der Ehre, ist demnach der erste Grund, der einen Edelmann zu lauter rühmlichen und ausnehmend schönen Handlungen verbindet. Denn der Stoff der wahren Ehre sind nicht der Adel, nicht Titel, nicht Macht, sondern erhabne Gesinnungen und Handlungen.

So ist auch der Soldaten-Stand, ein Stand der Ehre. Der edle Charakter eines Officiers von Ehre, muß den gemeinsten Soldaten schöner Gedanken und folglich der wahren Ehre fähig machen. Diese aber erlangt man nur allein durch weise, gerechte, großmüthige und tugendhafte Handlungen.

Das erste Gesetz des Edelmanns und des Officiers sey also die Ehre, die Großmuth und der Wille des Fürsten, dem er dient. Und weil eben seine größte Ehre darinn besteht, wenn er dem Fürsten treu und redlich dient, so muß er auch diesem alle Neben-Absichten aufopfern. Es muß den



Officier nichts abhalten, in dem Gehorsam gegen Ihn, Ehre zu suchen, alle Hindernisse, die man ihm in den Weg legt, zu übersteigen, und in der Tugend selbst seine Belohnung zu finden. Er muß nicht allein Ehre im Befehlen, sondern auch im Gehorsam suchen. Wer Niemand gehorchen will, kann keine Begriffe von der wahren Ehre haben; und wer diese in dem Ungehorsam findet, hat eine ansteckende Krankheit, die zu fliehen ist. Denn bey dem Soldaten ist Ungehorsam das größte Verbrechen. \*)

Die

\*) Man findet Leute, die allenthalben gehorchen, nur dann nicht, wann man sie vom Feinde abruft. Die Ehre kann Leute antreiben, ungehorsam zu seyn. Wäre es nicht gut, wenn man den Gehorsam so hoch als die Kühnheit hielte, und dem Soldaten bebrächte, er könne nie mehr Ehre erwerben, als wenn er gehorcht? Die Gesetze der Aegyptier belegten den, der von seiner Fahne gewichen, und den Ungehorsam mit einerley beschimpfender Strafe. Wollen wir neuere Beispiele? Die Türken geben uns eins. Der Befehl, welcher einem Bassen den Kopf abfordert, so grausam er auch seyn kann, ist heilig. Wer sich rettet, ist bey der Nation eben dadurch beschimpfet. Seine Kinder erben die Schande; sie heißen Söhne des Flüchtling. Man siehet, daß der Ungehorsam bey allen nicht aus einerley Ursache entstehe. Heute wird einer gutwillig folgen, welchen morgen ein andrer nur so weit fortschleppt, als es ihm zu gehen belieben wird. Ein Soldat, der in der Befehlung gehorcht, kann im Felde widerspenstig seyn. Ein Grieche, welcher in den Gefechten die Befehle des Xenophons, die ihn in Gefahren jagten, unverzüglich erfüllte, weigerte sich aus einem Thale zu gehen, wo der Schnee abgeschmolzen war. Die Schweizer forderten bey Cerisoles, Schlachtfeld oder Abschied. Die Weimarer wollten nicht über den Rhein gehen, vielleicht hätte sie Herzog Bernhard bis über die Pyrenäischen Gebirge gebracht. Der Officier muß die Ursachen des Uebels erforschen, sie kennen lernen, und suchen sich Gehorsam



Die Ehrbegierde darf nie in Ehrgeiz ausarten. Jene ist erlaubt, ist natürlich, ist Keim der Tugend; dieser ist strafbares, schändliches Laster, verderbliche Leidenschaft, Tod aller wahren Tugend. Man lerne diese tyrannische Leidenschaft kennen. Sie ist eine Geißel der menschlichen Gesellschaft, und belohnet meistens früher oder später, mit Schande und Elend! Man muß also seiner Ehrbegierde die beste, edelste Richtung geben. Die Vorzüge des Geistes und des Herzens allen Vorzügen des Standes und des Ranges; Weisheit und Tugend allen Titeln und Würden; stille Handlungen der Menschenliebe und des Wohlthuns allen geräuschvollen aber weniger nützlichen Thaten vorziehen. Man gehe noch weiter; reiznige, erhöhe seine Ehrbegierde noch mehr. Man suche nicht allein die Ehre bey den Menschen, sondern bey Gott. Keinen Beyfall zu erlangen, seines Beyfalls immer fähiger und würdiger zu werden, das, das muß man das Ziel seiner höchsten Ehrbegierde seyn lassen!

Man muß nicht sowohl nach Ehre, als nach dem streben, was Ehre bringt, was ehrwürdig ist; nicht nach Ruhm, sondern nach dem was rühmlich ist! nicht nach Beyfall und Lob, sondern nach dem, was Beyfall und Lob verdienet.

horsam zu verschaffen. Hierzu sehe ich kein Mittel, als man erfülle den Soldaten, oder doch den größten Theil derselben mit der Ueberredung, daß der, so ihm befiehlt, es nicht ohne Noth thue, daß er ihn nicht hasse, daß er Ehre im Gehorsam erwerbe, und daß es zu seinem Besten gereiche, wenn er gehorche, daß er nicht ungerädet widerspenstig seyn werde, daß wenn er auch den General niederstieße, so wie bey den Römern, noch ein Volk, ein Senat, andre Legionen, da seyn werden, die ihn strafen können.



Dies ist wahre Größe, wahrer Adel des Geistes, Grund und Fähigkeit zu ewigbleibender Ehre!

Man lasse sich zur Warnung dienen, die Ehre nie zu seinem letzten Zweck zu machen, sonst können wir desselben leicht ohne unsere Schuld verfehlen. Nur den Beyfall unseres Gewissens und den Beyfall Gottes, nur die kann uns Niemand ohne unsere Schuld entreißen. Darnach laßt uns streben, und wir werden nie vergeblich arbeiten, nie unser Ziel verfehlen.

Wenn Erziehung und Gewohnheit, dem Menschen die Achtung für sich selbst und seines Gleichen zum ersten Bedürfnis macht; wenn er seine Seele gewöhnet, sich über sich selbst zu erheben, und den Beyfall seines und der künftigen Jahrhunderte einzuernten; wenn er seine Ehre nach der Tugend, für das schätzbarste unter allen Gütern hält, und die Sorge für dieses moralische Daseyn, ihm die Ehre kostbarer als das Leben und die Schande schrecklicher und furchtbarer als die Vernichtung machet: so werden niedrige Neigungen gewiß wenig Herrschaft über ihn haben.

Die Mutter der größten Thaten im Kriege, der edelsten Aufopferungen, des kühnsten Muthes, ist Ehre und Patriotismus. Der Officier, der nicht von diesem Feuer, von einem gewissen hohen edlen Stolz auf sich und die Kräfte seiner Heerführer, von diesem römischen Geist belebt wird, wird sich auch nie zu jenen Aufopferungen erheben können.

O wie viel vermag Ehrbegierde über menschliche Grenzen! Wie vieles, das die menschliche Kräfte zu übersteigen scheint! Man setze diese Triebfeder in Wirkung, so ist alles Leben. Man nehme sie weg, so ist alles todt. Die Ehre kann die Grenzen des Lebens erweitern; die Natur aber kann es nicht. Was führet die geharnischten Schaaren



ren durch die verachteten Gefahren mit Freuden ins gewisse Grab, sagt ein großer Dichter. Was? die Ehre — Vaterlandsliebe. Was waren jene Helden, ein Decius, ein Regulus und die Catonen, anders als Männer, deren wahrene Seele nur allein von Ehre und Tugend lebte!

Was war der Preis, der in den Olympischen und Isthmischen Spielen errungen werden konnte? Das Lob, der zusauchzende Beyfall — die Ehre.

Nach was strebten die Helden Roms, was war das letzte Ziel ihrer Wünsche, die Entschädigung für alle ihre Aufopferungen, der höchste Lohn aller ihrer Arbeiten, den zu erhalten, sie alles wagten? Die Pracht des Triumphs, und durch diesen, die auf Patriotismus und Vaterlandsliebe gegründete Ehre.

Was hat die neuern Helden zu jenen großen Thaten angefeuert, welche der staunenden Nachwelt fast unglaublich vorkommen werden? Was hat ihr Andenken und ihren Ruhm verewiget? was anders als die Ehre.

Was belebte den Muth jenes erhabnen Kriegers, der sich so oft durch Entschlossenheit, Tapferkeit und andre Helden-Tugenden in der Schlacht und durch Güte nach dem Kriege auszeichnete, der sich bald mit kühnem Flug neben Weimars Bernhard, neben Condé und Turenne empor hob, und den seine Thaten schon in der frühesten Jugend, gleich jenem Besieger der Gallier \*) des Brutus und Carbo\*\*), der Spanier bey Rocroy \*\*\*), der Türken bey Zenta †), und der Schweizer bey Matignan ††) unter die Zahl der Helden einreiheten? Was gab ihm den hohen

\*) Caesar. \*\*) Pompejus. \*\*\*) Condé. †) Eugen. ††) Franciscus I.



Schwung in allem, was vortreflich und schön war? was seinen seltenen Talenten besondern Glanz? Gewiß waren es, bey noch andern edlen Antrieben, auch vorzüglich die mächtigen, Seele erhebenden Empfindungen der wahren Ehre, \*)

\*) Ich verschweige den Namen dieses erhabenen, aus einer Heldenfamilie abstammenden Fürsten, aus Ehrfurcht für eine seiner glänzendsten Tugenden, die Bescheidenheit. Ich nenne ihn nicht den theuern Namen, von dessen Reiz die große Seele eines Friederich des Einzigen ganz entzückt und erfüllt war, der sich Heil zurief seines Stammes zu seyn, und sich freute, die ersten Strahlen seines Morgenroths gesehen zu haben und noch Augenzeuge seines Ruhms gewesen zu seyn. Aber wer — der nur die Geschichte des siebenjährigen thatenreichen Krieges gelesen, wird Ihn nicht unter der Zahl der größten Generale hervorschimmern sehen, wenn er die ersten Versuche dieser jungen Helden Seele bey Hoya und Crevelt bewundert, welche in der Folge, den glorreichen Tag bey Minden, durch einen zweyten Sieg verherrlichte, und die Lorbern seines unsterblichen Onkels theilte!

Ihr alten Krieger jener Zeiten, Euch Augenzeugen seines Ruhms, die ihr mit mir die glückliche Gelegenheit hattet, unter seiner Anführung euch Ehre zu erwerben; euch Veteranen frage ich in der ungekünstelten Soldaten-Sprache, ob euch nicht noch jetzt das Herz geschwinde schlägt, und euer Gesicht von einem edlen heiligen Feuer des Muths und der Ehre glüht, so oft ihr auch nur seinen Namen aussprechen hört? ob ihr nicht noch jetzt unschlüssig seyd, welche seiner Tugenden, die moralischen oder die kriegerischen, ihr am meisten an Ihm bewundern sollet; ob euch nicht noch jetzt, bey Erinnerung seiner lebenswürdigen Leutseligkeit, die unsre Herzen fesselte, und der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, mit welcher Er jedes Verdienst lohnte, euer Herz schmilzt? Ob nicht ein Feuer durch eure Adern strömt, und euer Alter von neuem kriegerischen Muth belebt wird, so oft ihr an den seinigen geden-



Die Ehrliche ist demnach das vornehmste Werkzeug erhabner Unternehmungen. Der Officier wie der Edelmann, muß diese zu dem letzten Zweck seiner Handlungen machen und auf solche Weise durch das gehörige Mittel, nämlich durch seine mit Klugheit verbundene Tapferkeit, nach den höchsten Ehrenstellen trachten. Er muß sich wohl überzeugen, daß er nirgends eine gewissere Hoffnung seiner Beförderung, als in der Ehre finde. Ist einem Edelmann, einem Mann, den seine Verdienste adeln, eine Stelle im Krieg zu hoch? Wenn wir Recht haben, erhöhte Aemter zu bekleiden, wenn wir vor uns Leute sehen, die sich durch den Degen, den Weg zur höchsten Ehrenstelle, von der geringsten Stufe gebahnet, so muß der Ehrgeiz nothwendig aufwachen. Er ist aber nur alsdann ohne Tadel, und einem ehrlichen Manne anständig, wenn er nicht sowohl die Würden zu bekleiden, als sie zu verwahren wünschet. Unser Ehrgeiz bestehe darin, in unserm Stande das zu seyn, was wir seyn sollen! Kein Ruhm muß ihn mehr rühren, als der von großen Thaten und aus

set, der den euren so kräftig, auf der Bahn der Ehre stärkte! Werdet ihr nicht noch euren Kindern und Kindeskindern mit den wärmsten, ihnen noch unbekannten Gefühlen erzählen, wie oft ihr ihn auf den äußersten Vorposten, die Beschwerden des gemeinen Soldaten theilen und eure Sicherheit, durch seine Wachsamkeit befördert gesehen? — wie liebevoll, deutlich und präcis, Er seine Befehle gab; wie unermüdet in dem militärischen Dienst, Arbeiten, und mit welcher heitern Unererschrockenheit er euch jedesmal auf dem Weg der Ehre und des Ruhms voranging?

In dem Herzen eines jeden von uns, muß sein Andenken mit unauslöschbaren Zügen eingegraben bleiben, und selbst die Schwachheit des Alters wird in unserm Gedächtniß niemals Empfindungen vertilgen können, welche Ehrfurcht, Dankbarkeit, Liebe und Bewunderung, so tief eingezet haben.



dem feinen Beyfall entsethet, den rechtschaffene Leute der Tugend geben. Auf Leute, die so denken und so handeln, ist anwendbar, was Belisar dem Kaiser Justinian hierüber sagte: „Was wird man nicht mit Männern ausrichten können, die Brot und Ehre haben!

Ehre und Ehrliche, oder die Neigung, vortheilhafte Meynungen von uns bey andern zu erwecken, und alles zu begehren, was als ein Kennzeichen des günstigen Urtheils, das andere von uns fällen, anzusehen ist, muß auf alle Stände wirken; alle sollten von ihr angetrieben werden. Aber vorzüglich muß, wie schon gesagt, der Adel die Ehre erhalten. \*) Reichthümer können durch andre Wege

\*) Man weiß, wie hoch die Könige von Frankreich, Franz I. und Heinrich IV., den Adel schätzten. Beyde Könige, wann sie etwas versicherten, bedienten sich immer der Ausdrücke; Bey der Ehre oder der Treue eines Edelmanns.

Die großmüthige Seele Heinrichs verheelte es nicht, wem er seine Siege bey Arques, Yvri, Aumale u. a. m. zu verdanken hatte. Er hatte seinen Adel im Kriege so herrliche Thaten verrichten gesehen, daß er oft sagte, mit dießem würde ihm nichts unmöglich seyn. Ein Spanischer Abgesandter bezeugte ihm einst seine Verwunderung, daß er immer die Edelleute so um ihn herumgedrängt sähe: „Hätten Sie mich jemals in der Schlacht gesehen, gab ihm der Prinz zur Antwort, so würden sie das Gedränge noch stärker gefunden haben.

In unsern Zeiten, scheinen die Franzosen die Rede vergessen zu haben, welche dieser große König bey dem Antritt seiner Regierung hielt, als ein Theil der Stände von Rouen versammelt war. „Durch die Gnade des Himmels, durch den Rath meiner getreuen Diener und durch den Degen meines tapfern Adels, vor dem ich meinen Prinzen keinen Vorzug gebe, in dem ich den Titel eines Edelmanns für den rühmlichsten halte, habe ich diesen Staat aus der Sklaverey und vom Untergang gerettet.“



ins Land gebracht werden. Doch dürfen wir den wahren Adel, oder die Ehre nicht als ein ererbtes Gut; sondern

Wer hätte damals gedacht, daß noch eine Zeit kommen könnte, in welcher der größte Theil dieser Nation alle seine Kräfte anstrengen würde, demjenigen Theil des Staats-Körpers, den man in jenen Zeiten für seine Stütze anerkannte, und ohne welche die Monarchie wahrscheinlich schon längst zertrümmert seyn würde, aller Vorzüge zu berauben, und ihn dem untersten Bürgerstande gleich zu machen. Der Zukunft ist es vorbehalten, zu entscheiden, ob Frankreichs Militär-Stand, durch Aufhebung und Unterdrückung des Adels, gewonnen oder verloren habe? ob dadurch die Vertheidigungskräfte des Staats vermehrt oder vermindert worden? Es wird sich zeigen, ob Frankreich nach der neuen Staatsverfassung, jemals wieder, so wie Louis XIV. einen Krieg 12 Jahre lang, fast gegen ganz Europa aushalten und mit Ehren endigen könne? (Der Verfasser schrieb dieß zu Anfang der Revolution)

In jedem Winkel der bewohnten Erde kennt und ehrt der Mensch, den Unterschied der Stände. Wer drang ihm diese Ueberzeugung auf? wer war sein Lehrmeister, wenn es die Natur nicht war? Ein allgemeines Vorurtheil hört auf ein Vorurtheil zu seyn, und wenn die ganze Welt Unrecht hat, so hat vermuthlich die ganze Welt Recht. Der Herr Präsident von Kozebue, der dieses sehr wahr sagt, malt mit wenigen Pinselstrichen ein Bild des vormaligen französischen Adels. Wie der Knaben Muthwille dieß schöne Gebäude in unsern Tagen zertrümmert hat, das weiß Jedermann. Aber auch seine Ruinen sind noch ehrwürdig. Eingedenk ihrer schönen Pflicht, der Treue gegen ihren Monarchen, kehren die Edeln von Frankreich mit blutenden Herzen dem väterlichen Heerd den Rücken, und stehen ein Land, wo die Freyheit sich in Bürger: ach! wer weiß noch in Königsblute berauscht. Der Reichthum, den sie mit sich nehmen, war die Ehre. Vergessen mögen sie ihre Ahnen, vergessen die Verdienste ihrer Vorfahren; sie bedürfen deren nicht länger, sie sind geedelt durch sich selbst.



vielmehr als die Frucht und die Belohnung der Tugend ansehn; und alsdann ist sie, die Ehre, unter allen Gütern

Nicht der Adel an sich ist einem Staate gefährlich, wohl aber eine allgemeine Sitten-Verderbnis, welche noch allemal, wenn sie bis auf einen gewissen Grad gestiegen, große Revolutionen oder gar den Untergang der Staaten, nach sich gezogen hat. Denn gewis ist: keinem Menschen, keinem Staat, ist es vergönnt, eine Glückseligkeit zu genießen, welche größer sey, als seine Tugend.

Was der große König von Preussen Friedrich II. von seinem Adel hielt, können wir in dem 5ten Band seiner hinterlassenen Werke nachlesen. Nichts kostete mehr Mühe, sagt er daselbst, als Ordnung und Mannszucht wieder in die Infanterie zu bringen, die so sehr von ihrer ehemaligen Höhe herabgesunken war — Seit dem Jahr 1770 bekam die Armee ein andres Ansehen. Um diesen für die Wohlfahrt des Staats so wichtigen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, hatte man aus dem Corps der Officiere alles hinweggeschafft, was zum Bürgerstand gehörte — und da das Land selbst nicht so viel Edelleute hergeben konnte, als bey der Armee erforderlich waren, so nahm man Ausländer in den Dienst, unter denen sich einige gute Männer befanden. Diese Aufmerksamkeit auf die Auswahl der Officiere ist viel nöthiger, als man gewöhnlich glaubt; denn im Allgemeinen hat der Adel Ehre. Man kann und wird indessen auch nicht läugnen, daß man nicht selten Verdienst und Talent unter Personen, die nicht von Geburt sind, antrifft; und in einem solchen Falle thut man wohl, dieselben zu erhalten. Im Allgemeinen aber bleibt dem Edelmann keine andere Hilfsquelle übrig, als sich mit dem Degen hervorzuthun; verliert derselbe seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, anstatt daß ein Bürgerlicher, wann er etwas Unwürdiges begangen hat, ohne zu erröthen, das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift, und sich dadurch nicht mehr beschimpft glaubt. —

Wie sehr der König aber auch die unwissenden Edelleute verachtete, und wie Er hierüber dachte, das ist aus der Ant-



wohl das schätzbarste. Man muß aber auch den Adel aufmuntern, Belohnungen und Vortheile zeigen, die ihn antreiben, die Geburt durch keine Niederträchtigkeit zu beschimpfen, das größte Glück in der Beobachtung der strengsten Tugend, in der Treue gegen den Staat und dem Ansehen desselben zu finden, das er unterstützen hilft. Der Beyfall, den man uns zugestehet, die gute Meynung, die man von den Eigenschaften unsers Verstandes und Gemüths hat, das Zutrauen zu unsrer Redlichkeit, erfreuet und belebet uns. Den Kämpfer erhitzen der Zuruf der Zuschauer, und Calan verbrennet sich, um nach seinem Tode bewundert zu werden.

Nero singt aus Ruhmsucht im öffentlichen Schauspieler, und erlaubet, seiner göttlichen Stimme zu opfern. Caligula triumphirt über den besiegten Ocean, und läßt die Muscheln, die er am Ufer auflesen ließ, den Göttern als Beute reichen.

Wäre es gleichgültig, wessen Beyfall wir erwerben, wäre der Zuruf des Pöbels, die Bewunderung desselben werth, seinerwegen Mühe zu übernehmen, so würde man mit gutem Rechte die Seiltänzer, die Lustspringer zu Begleitern zu dem Tempel der Ehre annehmen.

wort zu ersehen, die Er einem gewissen Grafen gab, der Ihn für seinen Sohn um einen Platz in der Armee bat, welcher nicht unter seiner hohen Geburt wäre. „Junge Grafen, die nichts gelernt haben, sind Ignoranten, sie mögen auch hinkommen, wohin sie wollen. Der Sohn eines Königs von England ist auf dem Schiffe, das er zu regieren lernen soll, anfänglich nichts als Schiffsjunge. Wenn ein Graf etwas werden will, der Welt und dem Vaterlande nützlich, so muß er sich auf seine Titel und hohe Geburt nichts einbilden: denn von diesen läßt sich nur ein Thor blenden. Das eigentliche wahre Verdienst, ist das persönliche Verdienst.



Der Beyfall rechtschaffener Menschen, ist die Belohnung tugendhafter Unternehmungen, der beste Zeuge unsres Wohlverhaltens, und wohl würdig, daß man ihn in der Beobachtung der Geseze, die unsre Handlungen bestimmen, zu erwerben suche.

Der Mann von wahrer Ehre unterscheidet sich nicht sowohl durch die Geburt, durch die vortreflichen Ahnen, durch die ihm wegen der Geburt in dem Staat gegebenen Ehrenstellen, sondern vielmehr durch innerliche und entscheidende Tugenden. Ein Mann von Ehre befeßiget sich, durch seinen Verstand, durch Gelehrsamkeit, Fleiß, Redlichkeit, Tapferkeit, Liebe für das Vaterland und für sein Geschlecht, sich von den übrigen Menschen so zu unterscheiden, daß man von ihm sagen könnte:

Sois par les Sentimens et par la Probité  
Ainsi que par les Mœurs homme de Qualité.

Die Ehre entstehet aus der Achtung andrer. Ehe die Menschen durch die Geseze in eine Gesellschaft gebracht wurden, war die Ehre ein Unding. Nun ist sie ein Etwas, eine Tugend, welche im eigentlichen strengen Verstande nicht mit der Religion verbunden ist; sie verbindet aber gewisse Personen, sie strenget sie an, gewisse Pflichten zu leisten, und gewisse Verbindungen zu erfüllen. Die Ehre bestehet also durch die menschliche Gesellschaft, und entstehet durch die Grade des Lobes und des Tadels, dessen sich ein Mensch würdig macht.

Fromm, weise, klug und mild,  
Gehöret in des Adels Schild.

So singt der alte Reim, und Cicero nennt den Adel eine anerkannte Tugend, weil der erste Adel aus der Vermählung



der Hochachtung mit der Tugend entsprang. Wer waren die ersten Edeln? (so fragt der vortrefliche Herr Präsident von Kogebue, dieser liebenswürdige Verfasser des schönen Buchs vom Adel.) Es waren die Wohlthäter der Menschheit! Auch der Weise und Tapfre wird für Edel geachtet, wenn er gleich kein Edelmann ist. Adel der Gesinnungen verleiht freylich keinen Stammbaum. Auf jedem Pfade der Tugend kann man Edel seyn, doch Glück, Verdienst, Zufall und Gunst müssen sich der Tugend zugesellen, um Adeltich zu werden.

Schon vor dreytausend Jahren hat Homer in seiner Iliade den wahren Adel bezeichnet. Damals war Tapferkeit noch die einzige geltende Münze, wofür man Ruhm und Ehre eintauschen konnte; denn in der Jugend eines Staates blühen die Waffen, im männlichen Alter die Wissenschaften, im Greisen-Alter Künste und Handel. So ward mit dem Wachsthum der Kultur, jede bürgerliche gemeinnützige Tugend nach ihrem wahren Werth gewürdigt. Tugend ist der einzige Adel! rief Horaz. Nur Tugend adelt! sprach Apulejus. Fremde Thaten sind nicht unser Eigenthum! sang Ovid. Nur der Edle ist Adeltich geboren! schrieb Euripides. Tugend adelt herrlicher, als das Blut der Könige der Franken! dichtete Marcellus.

Ja Tugend bedarf keines Ranges. Edles Bewußtseyn ist ihr Schild, eine schöne That ihr Helm. Wer fragt nach Ahnen, wo Franklin erscheint? wer fragt nach Titeln, wo Rousseau austritt? wer fragt nach einem Pergament, wo alle Herzen reden? Leibnitz, Wolff und Haller wurden zu Freyherrn erhoben, doch spricht man immer noch: Leibnitz, Wolff und Haller, und erwähnt ihrer Freyherrlichkeiten nur selten. Es gibt Menschen, welchen Titel und Orden Ehre leihen; es gibt andre, welche Titeln und Orden Ehre leihen.



Ludwig XIV. adelte Moliere, Moliere lachte darüber. Sein Adel ist vergessen, seine Lustspiele leben noch. Jeannin war einer der besten Minister Heinrichs des Vierten, obgleich die Spanier nicht begreifen konnten, wie man einen Menschen ohne Adel zum Gesandten an ihrem Hofe machen könnte. De qui êtes vous fils? fragt ihn der König. Sire! de mes Vertus, antwortete der Bidermann. Alberoni trug als Knabe grüne Baare zu Markte, und verwirrte als Kardinal ganz Europa. Die Erretterin Peter des Großen war ein liesländisches Bauermädchen, und sein Freund verkaufte einst Pasteten. Papst Adrian VI. war eines niederländischen Fischers Sohn; Iphicrates der Sohn eines Schusters; Marius, der siebenmal Consul wurde, der Sohn eines Handwerkers. Basilus, ein Bettler, ward griechischer Kaiser, und regierte gerecht und menschlich. Papst Hadrian IV., dem Kaiser Friedrich der Rothbart die Füße küßte, der Steigbügel hielt, und sein Pferd am Zaum neun römische Schritte weit führte, war der Sohn eines englischen Bettelmönchs, und lange Zeit selbst Bettler. Erzbischoff Willigis von Mainz, der durch seine Weisheit die Fürsten des deutschen Reichs nach Gefallen lenkte, war eines Fuhrmanns Sohn, daher auch noch das Rad im Mainzer Wappen stammt. Man könnte Vogen anfüllen mit den Namen derer, welche durch Kopf und Herz in den Tempel des Ruhmes drangen.

Tugend und Vaterlandsiebe geben Ansprüche auf jede Ehrenstelle, man sey ein geborner Edelmann, Bürger oder Bauer.

Kaiser Leo pflegte zu sagen: die Thaten, nicht die Geburt, machen den Feldherrn; so wie das Gold nicht den Spieß macht, sondern die Schärfe der Spitze, wäre sie auch nur von Eisen. Ein solches Wort ist immer Lobes werth;



es ist herrlich in dem Munde eines Kaisers! Ihm gleichen die Gesinnungen Friedrichs des gekrönten Weltweisen. Alle Geschöpfe, sprach er, welche auf dem Erdball wimmeln, sind Kinder Eines Vaters, aus Einem Blute entsprossen. —

Voulés vous en effet paroître au dessus d'eux,  
Montrés vous plus humains, plus doux, plus vertueux.

le Philosophe de Sanssouci.

Besitzt der Bürgerliche Muth, so sey der Edelmann tapfer; besitzt der Bürgerliche Kenntnisse; so sey der Edelmann gelehrt. Immer stehe er eine Stufe höher durch Verdienst, so gönnt man ihm auch die, auf welche die Geburt ihn stellte.

Es gibt ewige Wahrheiten, wahr in jedem Jahrtausend, wahr unter jeder Zone, in jedem Rang und Alter. Die Natur sagt sie den Weisen aller Nationen in die Feder, ohne Verabredung, ohne Forschen, ohne Mühe. Eine solche ist der goldene Spruch: „Nur Eine Sonne leuchtet! und nur Eine Ehre! sie begrüßt die Tugend als ihre Mutter.“

Ich will mit Pufendorf annehmen, daß es eine gemeine Ehre gebe, welche darin bestehet, daß ich in der Republik als ein unbescholtener Mann, ohne alles andre Verdienst lebe. Wenn ich aber den gemeinen Theil der Menschen zu übertreffen suche, so verlange ich auch mehr Lob meiner Verdienste, und glaube, daß meine Geselligkeit mehr Lob als andrer verdiene. Auf diesen Gründen nun, welche eine lebhafte Begierde in mir erweken, wegen großer Fähigkeiten, mich um viele Menschen verdient zu machen, und von ihnen hochgeachtet zu werden, entsteht die Ehrbegierde. So



wird sie vom Volk aufs Volk und vom Vater auf das Kind gepflanzt. Allein wie die Tugend bey den Sterblichen selten allein verehret wird, so schweifen dieselben auch in dieser Begierde aus, und die Ehrbegierde wird ein Laster, da sie allein eine Tugend seyn sollte. Ich weiß zwar wohl, daß die Ehrsucht die Hauptleidenschaft derjenigen seyn solle, die man in der Welt große und edle Seelen nennet. Es gibt aber eine Ehre, die selbst im Schooße der Tugend wächst, und die derselben folget, wie der Schatten dem Körper. Es gibt eine gewisse Art der Reputation, die mitten unter großen und rühmlichen Thaten angetroffen wird, und die durch eine genaue Beobachtung unsrer Pflichten, sowohl in Ansehung der Religion, als der Gesellschaft unterhalten wird.

Den Klugen und Rechtschaffnen gefallen wollen, ist für sich loblich. Ihr Beyfall vergnügt und stärkt die Seele zu neuen guten Unternehmungen. Der Trieb nach Ehre bleibt also so lange eine natürliche gute Anleitung zu loblichen Bemühungen, als er von der Vernunft zu seiner Absicht gehörig geleitet, auf wahre Verdienste und gute Eigenschaften gerichtet, und durch Demuth und Unterwerfung gegen Gott geordnet und regiert wird; und er wird nur alsdann eine Quelle von Thorheiten und Lastern, wann er sich der Herrschaft der Vernunft entreißt, in eine heftige Leidenschaft ausartet und die Absicht verkehrt. Auch bleibt der gute Name, in so fern er die Rechtschaffenheit des Herzens, die alle Menschen besitzen sollen, voraus sezet, allezeit Pflicht für uns; denn wir können nicht gut seyn, wenn wir ihn nicht wünschen und eifrig suchen. Es muß aber der innere Beyfall unsers Gewissens, daß wir nach den Gesetzen der Vernunft und Tugend auf die redlichste und beste Art zu handeln trachten, allezeit vorhergehen, wenn der Ruhm



und der gute Name kein Schall ohne Bedeutung seyn soll. Der Mensch im geselligen Leben ohne allen Ehrgeiz ist ein todt's Marmorbild, zu jedem Großen und Edlen untauglich — der Krieger aber ohne Ehrgeiz ist noch weniger als dieß, weil er ganz für seine Bestimmung verloren geht, und zu keiner Aufopferung, die allein Helden macht, fähig ist. Man muß sich aber wohl hüten, den Ehrgeiz mit Ehrsucht, Ruhmbegier mit Ruhmsucht, zu verwechseln; denn zu je schönern Tugenden jene spornen, zu desto niedrigeren Lastern reißen diese hin. Der Soldat kann ohne Ehrgeiz, ohne Ruhmbegier nicht bestehen; das göttliche Bild beyder muß ihm im Tumult der Schlacht vorschweben, muß seinen Geist entflammen, seine Schritte leiten, und ihn zu uns sterblichen Thaten hinreißen.

Ein übertriebener und übel geordneter Ehrgeiz hingegen, woraus das falsche Point d'honneur entspringt, ist der Fehler, wo man die Ehre zu seiner letzten Absicht macht, und ihr alles andre aufopfert. Zwar kann nicht geläugnet werden, daß aus dieser Leidenschaft zu allen Zeiten viele große und nützliche Handlungen entsprungen sind; daß sie aber dessen ungeachtet nach der christlichen Lehre Sünde sey, erhellet nicht nur aus deutlichen Schriftstellen, sondern auch insonderheit daraus, weil sie mit Herrschsucht, mit Feindschaft gegen jeden Nebenbuhler, mit allerley oft sehr niedrigen Künsten, mit Gleichgültigkeit gegen Vermögen, Gesundheit und Leben, mit Vernachlässigung solcher Pflichten, deren Beobachtung kein Aufsehen macht, und endlich mit stäter Unruhe des Geistes, verbunden zu seyn pflegt. Aus dem Ehrgeiz entstehen Eitelkeit oder derjenige Fehler, wo man bloß die Zeichen der Ehre mit einem Eifer sucht, der ihnen alles andre aufopfert. Nach allem, was Aufsehen machen, oder ein Merkmal von Achtung und Beyfall



seyn kann, strebt der Eitle mit der größten Begierde, oft ohne wahre Verdienste zu haben, oder sich dieselben zu erwerben.

Unedler Stolz, oder derjenige Fehler, wo man seinen Vorzügen einen allzu hohen Werth beyleget, und sich dieß in seinem Betragen merken läßt.

Hochmuth, oder der Fehler, wo man sich eingebildete Vollkommenheiten beylegt, und dieß in seinem Verhalten gegen andre zu erkennen gibt.

Hoffart, wo man eitel und stolz zugleich ist.

Aufgeblasenheit, wo man andern seinen Hochmuth durch deutliche Merkmale der Verachtung zu erkennen gibt.

Die mißverständne Ehre und das falsche Point d'honneur ist ein Tand, ein Nichts, die um so eher zu den greulichsten Thaten verleiten, als sie zuweilen der Tugend gleichen. Dieser ermordet seinen Freund in einem Duell, weil sein falsches Point d'honneur ihn glauben macht, daß seine beleidigte mißverständne Ehre, ein solches Opfer von ihm fordere. In jenem gutherzigen, von Natur sanftem Mädchen erstift die falsche Schande und Ehre, den stärksten und zärtlichsten Naturtrieb; nachdem es der wahren Ehre nicht geachtet, so wird dieß furchtsame getäuschte Mädchen aus falscher Schaam und Ehre, grausam ja ein Ungeheuer, das die Beweise seiner verlorenen Unschuld und Ehre zernichtet. Wie viele sind nicht schon Mörder an sich selbst geworden, weil sie den Verlust ihrer Ehre nicht überleben wollten! Jener verschwendet sein Vermögen oder zerrüttet seine Gesundheit, weil er von falschen Begriffen der Ehre gelei- tet, solche in Dinge setzt, die gar nichts mit ihr gemein haben. Hier ist einer, der sich eine Ehre daraus macht, hart  
und



und unempfindlich zu seyn, oder durch Ränke und Ueberlistungen sich ein Ansehen von überlegenem Verstande und feiner Politik zu geben; hier ein andrer, der durch Schmeicheley, Falschheit und affectirtes Wesen, es sich zur Ehre macht, das zu seyn, was der wahre Hofmann nicht ist; der mit seinem Stand, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit zu verbinden weiß; da ein Bramarbas, der mit unächtem Ehrgefühl, sich durch die Menge seiner Raufereyen, Eingang in den Tempel der Ehre verschaffen will; dort einer, welcher die Ehre lediglich in seiner Geburt, seinem Stande, Reichthum und äußerlicher Pracht, oder einzig in dem sucht, was ihm das Glük ohne seine Mitwirkung zugewendet hat; wieder andre, die sich durch besondere Heiligkeit vor andern hervorthun wollen, und noch andre, die größten Thoren von allen, die sich durch Irreligion, Spotten und Verwerfung der heiligsten und vernünftigsten Wahrheiten einen Vorzug und eine ehrenvolle Auszeichnung vor andern erwerben wollen. Die wenigsten suchen die wahre Ehre in innerlichen Vortheilen, die sie durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, durch die Geschicklichkeit der Welt nützlich zu seyn, überhaupt durch Rechtschaffenheit und Verdienste erlangen. Die meisten begnügen sich mit den Zeichen der Ehre, ohne sich um die Ehre selbst zu bekümmern.

Ach, wie vielen hat das Bestreben nach Ehre und Ruhm das Leben unruhig und unglücklich gemacht? Nicht, weil es nicht löblich und an sich erlaubt wäre; sondern weil es so leicht in die bösen Eigenschaften des Ehrgeizes und Hochmuths ausartet. Wir sind beydes, ehrgeizig und hochmüthig, wenn wir Ruhm und Ansehen bloß um unsertwillen, als einen Zweck und nicht als ein Mittel zu höhern guten Absichten suchen.



Der Ehrgeizige hat eigentlich kein Gefühl in seinem Herzen, als das Gefühl seines Ruhms; er kann Ströme Blut vergießen, um zu siegen, sich in die Gefahren des Todes wagen, um den Lorbeer des Helden zu erbeuten, und die Thränen ganzer Nationen gleichgültig ansehen, um seine Eifersucht oder seinen Neid zu befriedigen. Er wird ungerath, sobald es seine Ehrsucht befiehlt. Er wird ein Mörder, sobald er dasjenige, worin er seine Ehre sezet, gekränkt glaubt. Er wird ein nachlässiger Vater, ein gebietrischer Freund, ein beschwerlicher Amtsgenosse, und überall sein eigener Feind seyn. Ehrsucht ist Marter und Unglück; sie ist ein ewiges Feuer, das weder durch die Zeit noch selbst durch die Ehre gelöscht wird. Die Ruhe, die Zufriedenheit ist das beschiedne Loos des Menschen, und die Tugend das einzige Mittel, dieses Kleinod zu erlangen. Der Ehrgeizige kann dieses nicht begreifen; seine Leidenschaft spornet ihn beständig, er kennet keine Glückseligkeit, die nicht von allem Schimmer und Pomp umgeben ist, welche er für die wahren Güter des Lebens hält. Triumphwagen, Schlachtfelder, Lorbeerkränze, Ordensbänder, der Schutt zerstörter Städte, die über ganze Länder verbreitete Verwüstung sind die Bilder, welche in seinem Begriffe von der Glückseligkeit, das Wesen derselben ausmachet. Er genießt nichts, als zurükprallende Freuden: Freuden, deren Strahlen vom Helden sich gegen den blöden Verstand der Thoren brechen, und dann erst von ihm gesehen werden. Seine Glückseligkeit ist, daß andre ihn für glücklich halten, und daß ihn der Allerne bewundert.

Ruhe ist nicht das Loos des Ehrgeizes. Sehet, Cäsar hat Rom besieget: was fehlt ihm mehr, seine Leidenschaft zu vergnügen? war eine Welt nicht genug, ihn zu beglücken? Eine gesittete Welt, eine Republik, deren Bürger



Helden waren? Nein, Cäsar legte von der Eitelkeit des Ziels seiner Wünsche ein unverwerfliches Zeugniß ab, indem er fragte; und ist dieß alles? Eine Frage, die viel zu spät, die so gar thöricht war; indem sie zeigt, wie wenig er die Gegenstände seiner Begierden, die glänzende Hoheit gekannt, zu welcher er sich durch tausend abscheuliche Verbrechen den Zugang eröffnet hatte, und zu welcher er auf unzähligen Leichen erschlagener Mitbürger hinangeflettert war. Cäsar machte schon neue Entwürfe in den barbarischen Wüsten der Scythen und Sarmaten, die Glückseligkeit zu suchen, die er auf den Pharsalischen Gefilden nicht erfochten hatte. Sein frischer Lorbeer aber ward ihm vom Tode abgerissen und die Summe aller seiner ehrgeizigen Entwürfe war ein Dolch, den ihm die Hand eines Freundes in die Brust drückte. Wenn selbst der Ruhm der größten Männer nichts Gründliches hat; wenn die Grabmäler, unter denen die Krieger ruhen, welche ehemals so viel Aufsehen gemacht haben, zuletzt nur noch der Zeitvertreib eines Vorübergehenden sind; wenn die verheerende Zeit den Marmor, welcher dieselben deckt, angegriffen, und ihre Thaten nun einen Dolmetscher nöthig haben: so laßet uns zwar den Ruhm lieben, weil er die Tugend begleitet, und weil man ohne einen guten Ruf kein ehrlicher Mann seyn kann, aber laßet uns auch darauf bedacht seyn, zugleich vor den Augen Gottes zu leben, wenn wir unter den Menschen mit Ehren leben. Diese und jene Beyspiele, mein Sohn, lehren dich zugleich einen andern Verrug, welcher diejenigen verführet, die ihren Götzen das Wort reden, und ihre Begierden nach Ehre, heuchlerisch unter dem Schein der Tugend vertheidigen wollen. Sie sagen, daß die Ehrbegierde eine Quelle sey, woraus sehr viel edle Tugenden fließen. Allein Ehrbegierde, so wie auch eifriges Bemühen nach Reichthum sind nichts als Zweige, die, sobald sie von der



Wurzel der Tugend abgerissen werden, verdorren und hermodern. Sie sind nichts, als Kanäle, die sich in todtte Pfützen verlieren, wenn sie nicht wieder in die Quellen der Tugend zurückschließen. Der Ehrgeiz kann zwar die Gestalt der Tugend annehmen; allein, er macht sich immer zum Ziele seiner Verstellung, ist sanftmüthig und milde, so lange es sein Eigennutz erfordert: sobald aber Grausamkeit nöthig ist, den erfochtenen Lorbeer zu beschützen, wird eben diese Leidenschaft zur Quelle unmenschlicher Laster werden, und Frevl und Bosheit eben so leicht, als Milde und Großmuth ausüben können. Es ist indessen gewiß, daß kein Theil in der Einrichtung des Menschen unsre Bestimmung für die Gesellschaft so augenscheinlich zeige, und so sehr auf unsre Verbesserung abziele, als die Begierde nach Ruhm oder Hochachtung. Wir werden durch einen natürlichen Trieb bewegt, die Hochachtung und Ehrerbietung andrer zu suchen.

Dieser Trieb ist zu gleicher Zeit dem moralischen Theile unsrer Einrichtung vortreflich angemessen, indem er alle moralischen Tugenden befördert. Denn ist wohl ein untrügliches Mittel, sich Hochachtung und Liebe zu verschaffen, als ein tugendhafter Wandel? Wenn ein Mensch gerecht und wohlthätig, wenn er mäßig, bescheiden und klug ist, so wird er unfehlbar die Hochachtung und Liebe aller derer gewinnen, die ihn kennen. Jedoch der Beyfall der Menschen, erhöhet unsre wahre Würde nicht, und ihr Tadel verringert sie nicht. Wahre Ehre beruht nicht auf dem Ausspruch des Pöbels, und hängt nicht von den Meynungen andrer in Ansehung unsrer Tugend ab. Glaube mir, Niemand hat mehr, hat größere, hat wahre Ehre, als ein tugendhafter Mann. Hier kannst du deinen Ehrgeiz befriedigen, und um nicht umsonst nach Ehre zu streben, lerne



nur eines, — tugendhaft seyn. Erinnere dich, daß die wahre Ehre ihre ewige Quelle nur im Herzen des rechtschaffenen Mannes, und in der unveränderlichen Richtschnur seiner Pflichten hat.

Der Rechtschaffne, der Mann von wahrer Ehre, kann nur das Echo der Ehre, als ein äußerliches Gut verlieren: die Stimme der Ehre selbst muß aus seinem Gewissen sprechen. Er will den Ruhm verdienen, und ihn weder niederträchtig suchen, noch mit kriechender Angst behaupten. Was ist aber der äußerliche Ruhm? ein zweydeutiger Laut und ein Traum der Eitelkeit! Was ist die wahre Schande? das Laster!

Die Hochachtung ist das Verdienst eines ganzen Lebens; hingegen der Ruhm, wie oft wird er einer Handlung ertheilt, die von ungefähr geschehen ist. Die Hochachtung wirkt auch mehr auf die Sitten als der Ruhm, der oft nur Lastern ertheilt wird, oder bisweilen glüklichen und glänzenden Verbrechen. Glänzende Handlungen flößen mehr Neid als Bewunderung ein: Die Menschen empören sich gegen das, was sie erniedriget, und die Bewunderung ist für sie ein heftiger Zustand.

Cicero sagt mit recht schwärmerischer Wärme: „Warum wollen wir uns in einer Sache verstellen, die wir doch nicht vermagend sind zu verbergen? warum machen wir uns nicht lieber eine Ehre daraus frey zu bekennen, wir trachten alle nach Ruhm, und die edelsten Seelen fühlen diesen Zug am stärksten. Wahr ist's, in den besten Menschen haftet tief ein edler Trieb, der sie Tag und Nacht mit Ruhmbegier erfüllt, und die schönsten Seelen ermuntert, das Gedächtniß ihres Namens nicht blos diesem Leben zu überlassen, sondern zu erhalten bis auf die späteste Nachwelt. Solche



Schwärmerey, sagt der vortrefliche Ritter Zimmermann, sollte man in unserm schwärmerischen Zeitalter, Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen suchen. Ach, wer so glücklich wäre, die Flamme in ihren schönen jungen Herzen anzuzünden, und durch dieselbe sie abzuhärten zu eisernem Fleiße; wie würde er sie wegflichen sehen von jeder verderblichen Jugendfreude! Zu welcher Heldenarbeit würden sie sich bequemen; welche Thaten würden sie hoffen lassen, welchen Ruhm, welche Lorbeeren!

Die Ehre, die Grundlage militärischer Tugenden, ist zwar noch herrschend, aber sie leidet alle Tage unmerkliche Anstöße von den Irrthümern und in den gefährlichen Stellen, auf welche die getrieben werden, welche falschen Grundregeln folgen. Ehre im Leib haben, heißt nach dem Wörterbuch der Vorurtheile ein Mann seyn, der Herz genug hat, sich zu raufen, und kein zweydeutiges Wort ungeahndet zu lassen. Freylich bleibt der Pöbel in jedem Stande der Denkungsart nach, allezeit Pöbel: denn da er keinen Begriff von der wahren Größe hat, so scheint ihm der ein Held, der seinem wahren Werthe nach, ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts ist. So wird auch in manchen Gegenden und nach vieler Meynung, die Tapferkeit und Ehrbegierde, sehr oft nach der Anzahl der Schlägereyen abgemessen. Man sagt: dieser oder jener ist ein braver Kerl, der nichts auf sich sitzen läßt. Die Unmenschlichkeit sucht hier unter dem schönen Namen der Tapferkeit zu prangen. Jene falsche Vorstellung von Ehre kennt keine andere Gerechtigkeit als die Spitze ihres Degens und die Begierde für herzhast gehalten zu werden, keine andre Tugend als die verletzte Ehre in dem Blute des Beleidigers zu rächen. Aber, mein Sohn, glaube es mir: wahre Herzhastigkeit ist gar weit von Tollkühnheit und jener Hitze verschieden, die kei-



nen andern Zweck als die Rache hat, welche doch an sich nichts als Niederträchtigkeit ist. Großmuth kann stärker als Rache, Beleidigung bestrafen. Wer die Vernunft zu Rathe ziehet, läuft nicht Gefahr, sich von dem Wege, der zur wahren Ehre führet, zu entfernen. Ist er beleidiget, so wird man vergebens seine Hand mit einem Dolche waffnen, damit er das ihm zugefügte Unrecht im Blute abwasche; der heiligen Pflichten, welche ihm die Religion aufleget, nicht zu gedenken, so weiß er, daß die Rachsucht nur ein Antheil kleiner Seelen ist, und daß ihn seine Feinde, so sehr sie ihn auch beleidigen, nicht so tief erniedrigen können, daß er sich nicht über sie durch eine großmüthige Verzeihung erheben sollte.

Rache gründet sich auf Einbildung, sie setzt gekränkte Rechte oder Ehre voraus — der Wahn, als könnte man das Geschehene ungeschehen machen, dies schnelle dunkle Gefühl, tingirt mit aufloderndem Haß gegen den Beleidiger, bringt sie in Bewegung. Beyde also, Ehre und Rache, greiffen eng in einander, und verlieren sich in den ersten Krafttiefen der menschlichen Natur. Aber vieles hiebey modificirt Convenienz, Volkssitte, mehr oder weniger Aufklärung oder Fortschreitung in der Cultur. Achill fand sich gekränkt, daß ihm Agamemnon die schöne Bryseis wegführen ließ. Er rächte sich bitter, und dieser zu stark gerächte Achill ist das Centrum der göttlichen Iliade. Man kennt die Blutrache der Araber. Die Rachgier der Americaner ist ausschweifend. In Indien gibt es eine Räuberfaste, wo der beleidigte Theil oft sein eigenes Weib, sein Kind, oder was ihm zu Handen kommt, erwürgt, um nur dadurch den andern aufzufordern, ein Gleiches an seinem Weib und seinen Kindern zu thun. Dieß geschieht dann auch. So wills das Gesez der Genugthuung — Ungeheure Verirrung



der menschlichen Natur! Die schaudervollsten Beyspiele, wie ganze Familien auf einmal das bejammernswürdigste Opfer einer solchen Raserey werden können, finden wir in den Berichten der Missionarien.

Man erinnere sich, was Tacitus von den Deutschen sagt: „Jede Person ist verbunden, Beleidigungen, die man ihren Freunden oder Anverwandten zugefügt, zu rächen. Ihre Feindschaften sind erblich, aber nicht unversöhnlich.“ Doch, warum wollen wir in dem entfernten Heidenthum, wo noch Aberglauben den menschlichen Verstand mit Dunkelheit umhüllte, Beyspiele von diesem schrecklichen Auswuchs der Menschlichkeit auffuchen? Liefert uns nicht das christliche Zeitalter dergleichen in unzähliger Menge, welche vermuthen lassen, daß Rachbegierde tief in unsrer verderbten Natur liegen müsse, weil die, durch das Christenthum gereinigtere Sittenlehre, welche aus den erhabensten Gründen, die Vergebung der Beleidigungen verlangt, solche noch nicht aus unserm Herzen hat vertilgen können. Ich bleibe hier einzig bey der Art von Rachgier stehen, welche sich meistens durch die Duelle offenbaret. Diese Sucht hatte im vorigen Jahrhundert und noch in den ersten Decennien des jezigen einen solchen Grad erreicht, daß sogar Damen aus Rache sich wegen ihrer Liebhaber auf Pistolen schlugen, und Enkel noch wegen Zänkereyen zwischen ihren Groß-Ältern Genugthuung verlangten. Man spricht noch in Frankreich von einem berühmten Duell zwischen Guise und Lucé, der darin unkam. Seine Mutter wußte den einzigen Sohn, den er hinterließ, während seiner ganzen Kindheit so anzureizen, und zu einem so unversöhnlichen Haß zu stimmen, daß er sich endlich im achtzehnten Jahre mit Guise schlagen mußte, wobey er aber auch das Leben verlor. Freylich waren diese Duelle wild und grausam, aber, man muß doch auch



gestehen, daß sie zuweilen dabey einen Zusatz von Edelmutth hatten, welcher der französischen Ritterschaft Ehre machte. Hieher gehört der bekannte Zug von jenem Herrn, der sich mit Turenne schlug, und, tödtlich verwundet, als er sah, daß sein Page seinen Tod verrätherisch rächen wollte, noch mit dem letzten Seufzer ausrief: „Turenne, nimm dich in Acht! mein Page steht dir nach dem Leben.

Die Rache belebt zwar die Seele in einem hohen Grade, aber es ist deswegen nicht zu glauben, daß sie jemals eine Bewegung hervorgebracht habe, die man Erhaben oder Groß nennen könnte. Sie ist auch niemals mit Würde verbunden, und erhebet nicht einmal die Seele, ob sie gleich dieselbe entflammt und anschwellt. Gleichwohl wird sie von vielen (dies beweisen die Duelle) nicht für niederträchtig gehalten, außer wenn sie durch heimliche Mittel sich zu befriedigen sucht.

Die Vergebung der Beleidigungen ist unstreitig der höchsten Grad der Seelengröße, auf welchen sich die menschliche Natur emporschwingen kann. Ein rachgieriger Poltron kann sich herumschlagen, seinen Feind zu Boden werfen, aber ein Poltron wird selten oder niemals Beleidigungen vergeben. Rache ist doch wenigstens nichts Edles, nichts als niedrige thierische Wuth. Und gesetzt, daß auch einige herrschende Sitten oder Vorurtheile den Forderungen des Gesetzes die Beleidigungen zu vergeben, entgegen wären, sollten jene denn nicht diesen Vorschriften der Religion weichen müssen?

Die Beleidigungen und Schmähungen sind Wirkungen des Zorns, und die Gedult ist eine Frucht der Tugend. Gegen jene ist nun eine Seele mehr oder weniger empfindlich, nachdem sie mehr oder weniger erhaben und großmüthig ist. Sie kann um so viel leichter eine Schmähung übersehen, je



festgegründeter ihre Tugend ist. Und es sind nur schwache und kleine Geister, die sich sogleich von einer Nachgier hinreißen lassen.

Die Rache wird oft von der Großmuth entwaffnet, und nur Menschenliebe ausgeübt, wenn man seinen Feind besiegt, die Hände ringen sieht. Wie ganz ohne Rache gegen seine überwundene Feinde war Heinrich der 4te, König von Frankreich! Man wollte ihn bewegen, sich an den Städten zu rächen, welche es mit der Ligue gehalten hatten. Er gab dieser Reizung kein Gehör. Er versicherte, daß das Vergnügen, welches man von der Rache hätte, nur einen Augenblick daure, aber das Vergnügen, welches die Gnade verschaffe, endige sich niemals.

Kann ein Kaiser eine würdigere Sprache führen, als die, welcher Corneille nur den Schmutz der Poesie geliehen hat,

„Ich bin Herr über mich, wie ich es über die Welt  
bin,

„Ja! ich bin es, ich will es immer seyn.

„Erhaltet, o Jahrhunderte, ewig meinen neuen Sieg!

„Ich triumphire heute über den edelsten Zorn,

„Dessen Angedenken bis zu euch gehen kann.

„Laßt uns Freunde seyn, Cinna, ich, ich lade dich  
dazu ein.

Nichts ist groß, sagt der tiefsinnige Young, als was moralisch ist. Moralisch groß ist derjenige, welcher tugendhafter, edler und größer, als andere denkt und handelt. Derjenige aber denkt und handelt groß, der die sittlichen Gegenstände in ihren wahren Verhältnissen sieht, in ihrem eigentlichen Wesen und Werthe kennt, und deswegen das Wichtige von dem Unbeträchtlichen genau unterscheidet.



Der Grund großer Gefinnungen liegt in der Liebe zur Tugend, in der herrschenden und unveränderlichen Neigung zur Erfüllung aller Pflichten, die der Mensch, als Mensch, als Bürger, als Christ zu beobachten hat, in dem festen Vorsatze, alles, was klein, niedrig, schädlich und lasterhaft ist, zu verabscheuen, wenn dabey gleich Widerwärtigkeiten und Gefahren, ja selbst der Tod zu erdulden seyn sollte.

Nur, wer edle Zwecke, sagt Pope, durch edle Mittel sucht, und, schlägts fehl, gelassen bleibt, in Ketten und Verbannung, der, er trage eine Krone, wie Aurelius, oder eine Kette, wie Socrates, der ist wahrhaftig groß.

Die Neigung des Wohlwollens kann zu einer solchen Größe steigen, daß sie in ihren Wirkungen Ehrfurcht, Bewunderung und Erstaunen erregt. Geschieht dieses, so nennen wir sie Großmuth. Denn nach den gemeinen Begriffen von Ehre und Würde, handelt nicht nur der, welcher die empfindlichsten Beleidigungen mit Güte erwidert, großmüthig, sondern auch der, welcher mit der Aufopferung seines Vergnügens, seiner Bequemlichkeit, seines Vermögens, und selbst mit Gefahr seines Lebens für das Glück seiner Freunde, für das Wohl irgend eines seiner Nebenmenschen arbeitet, welcher die gewaltigen Empfindungen des Eigennuzes, des Neides und des Zornes ganz besiegt zu haben scheint, und welcher deswegen mit seinen Reden und Handlungen über jedes Gemeine sich erhebt, und mit Ehrfurcht und angenehmem Erstaunen für sich einnimmt. Wer findet es nicht großmüthig, wenn Carl der 4te einem Officier, der eine Verschwörung wider sein Leben ausführen wollte, tausend Ducaten zur Ausstattung seiner Tochter schenkt, und wenn Sigismund, und Heinrich der 4te von Frankreich sich beeifern ihre Feinde mit Wohlthun zu besiegen? Und wie wüßte Scipio Africanus noch in blühender Jugend



die Würde des Menschen so sehr zu schätzen, der heftigsten der Leidenschaften, der Liebe zu gebieten, um weder seine Ehre zu entweihen, noch die Glückseligkeit eines seiner Aemmenschen zu zerrütten, um groß zu handeln.

Die Großmuth ist also im weitern oder allgemeinen Verstande, diejenige herrschende Gesinnung, vermöge welcher ein Mensch tugendhafter, edler und größer als gemeine Seelen, denkt und handelt: oder, die in Ausübung gebrachte erhabene Meynung von der menschlichen Natur: oder: diejenige Wirkung einer edlen Gemüthsbeschaffenheit, welche verursacht, daß man freywillig würdige und große Thaten verrichtet, deren gemeine Seelen nicht fähig sind.

Großmuth im engern Verstande ist diejenige Tugend, welche einen Menschen über erlittenes Unrecht hinwegsetzt, und ihn gegen den, der ihn beleidiget hat, mit wohlwollenden Gesinnungen erfüllet: oder kürzer: Mäßigung der Rachbegierde. Wer diese Tugend ausübt, den nennt man großmüthig, welches einerley ist mit moralisch-groß, was von wir im Vorhergehenden geredet haben. Es ist Großmuth, freywillig fürs Vaterland, für Nothleidende, für die Wahrheit, für Feinde zu sterben. Es ist Großmuth, sich durch Verachtung, Mangel, Verleumdung, nicht niederschlagen zu lassen. Es ist Großmuth, sich über alle Leiden und Trübsale empor zu halten und zu triumphiren. Es ist Großmuth, unter dem einstürzenden Weltbaue ruhig zu bleiben. Es ist Großmuth, den Widersacher oder Beleidiger, das uns zugefügte Unrecht nicht entgelten zu lassen, die Beleidigung nicht zu rächen, sondern zu vergeben. Es ist Großmuth, über die Wollüste, den Eigennuz und alle Niederträchtigkeit erhaben zu seyn. Es ist Großmuth, die Wahrheit auch mit seinem Schaden



zu behaupten. Es ist Großmuth, die Wahrheit hören, und ertragen zu können. Es ist Großmuth, wenn man zu stolz ist, um schlecht zu handeln. Es ist Großmuth, seinem Nebenmenschen mit vieler Selbstverleugnung dauerhafte Vortheile zu verschaffen. Es ist Großmuth, gegen seine Wohlthäter dankbarer zu seyn, als sie mit Recht erwarten. Es ist Großmuth, Aeltern, Geschwistern, Gatten, mehr Pflichten zu erweisen, größere Opfer darzubringen, als sie von uns fordern.

Der Haß ist nicht eigentlich eine ursprüngliche, sondern eine abgeleitete Leidenschaft — gleichsam das Zurückspringen einer heftigen Bewegung, die in ihrer Richtung einen Widerstand findet. Der sinnliche Eindruck des unangenehmen Gegenstandes ist es, welcher den Haß hervorbringt; die Einbildungskraft ist es, welche ihn vergrößert: diese Quellen hat der Haß mit der Liebe gemein. Aber sobald Verstand und Herz sich mit hineinmischen: so findet die erste Leidenschaft Nahrung, die andere Widerstand.

Es kann nicht gefordert werden, daß derjenige Hochachtung bey uns erweke, der sich gegen uns als einen ungerathenen bösen Menschen bewiesen hat. Es kann nicht gefordert werden, daß wir an den Personen eine Freude haben sollen, welche alles thun, um uns Mißvergnügen zu machen. Und diese beyden Stücke, Hochachtung gegen einen Menschen, und Freude an ihm, machen dasjenige aus, was Liebe im engsten Verstande heißt. Eben so wenig kann es eine Pflicht seyn, jede Beleidigung zu ertragen, ohne Vorkehrungen dagegen zu machen; und diese Vorkehrungen sind oft nicht möglich, ohne demjenigen hinwiederum Schaden oder Wehe zu thun, welcher unser Glück zu stören sucht.



Über das kann gefordert werden, was der Vollkommenheit der Natur anständig — was bey der tapfersten Vertheidigung unsrer Rechte und unsers Glücks, möglich ist. Erstlich, nicht den ganzen Menschen nach seinem Betragen gegen uns, zu beurtheilen; nicht alle unsre Verhältnisse gegen ihn zu vergessen über dem Einen, in welches uns der Streit mit ihm versetzt. Zweytens den Unwillen gegen Beleidigungen, nicht in Rache, und den Widerstand gegen Angriffe, nicht in gegenseitige Ungerechtigkeiten, ausarten zu lassen. Endlich demselben Menschen, wenn er im Unglück unsrer Hülfe bedarf, mit Mitleiden beyzuspringen, dessen feindseligen oder gemeinschädlichen Maaßregeln wir uns muthig widersezten, als er seines Glücks oder seiner Macht mißbrauchte. Was für ein Unmensch wäre ich, wenn ich da, wo seine Rettung, seine Erhaltung allein, oder doch zunächst von mir abhinge, ihm meinen Beystand versagen wollte, gesetzt, daß er sich auch noch so feindselig gegen mich bewiesen hätte. Sobald mein Feind in Noth ist, so heeret er auf, mein Feind zu seyn; da, wo die Menschheit mich aufruft, hört jedes andre Verhältniß auf.

Der Grundsatz ist ungezweifelt richtig: Kein Mensch ist durchaus böse. \*) Also wird sich bey einer genauen Beobachtung, in jedem Menschen etwas finden, das, vermöge seines natürlichen Eindrucks, uns gefallen und zur Liebe reizen kann. Schon dieß ist ein Schritt zur Liebe der Feinde, daß man diesen Grundsatz bey sich fest stelle; daß man die Natur des Menschen als etwas an sich herrliches und vortrefliches betrachten lerne, welches auch in seiner Verdorbenheit noch Achtung verdient; auch dann nicht verabscheut werden darf, wenn es uns geschadet hat. Der Mensch, welcher uns am

\*) Garve, von den Pflichten.



meisten zuwider ist, oder sich am schlechtesten um uns verdient gemacht hat, wird uns doch in den Augenblicken stiller Betrachtung, immer noch als ein großes, edles, liebenswürdiges Geschöpf erscheinen; als ein Wesen, in welchem verborgne Schätze liegen, oder dessen Schönheiten durch Zufälle unentwikkelt geblieben und verdunkelt worden sind. Wer seine Feinde unter diesem Gesichtspunkte ansieht, dessen Herz wird zur liebevollen Empfindlichkeit gegen dieselben, wenigstens bis zum Mitleiden bewegt werden können.

Die Liebe, welche gegen Feinde gefordert wird, ist die allgemeine Menschenliebe. Diese aber als eine herrschende Gesinnung, ist nichts anders, als entweder, was ich schon gesagt habe, Hochachtung und Liebe gegen die Natur des Menschen, (welche Hochachtung immer vereinigt ist mit der Verehrung ihres Schöpfers, und ohne diese vielleicht nicht statt findet;) oder, sie ist Mitleiden, mit den Schwachheiten und Schmerzen, welche allen Menschen gemein sind. — Die Gleichheit andrer mit uns, ist die Basis der Liebe. Es gibt eine allgemeine Gleichheit unter allen Menschen, selbst wenn ihre Charaktere oder ihre Leidenschaften noch so sehr einander entgegengesetzt sind: die Gleichheit der Natur, und die Gleichheit der Noth. Wessen Verstand erleuchtet genug ist, die erste einzusehen; wessen Herz empfindlich genug ist, die andre zu fühlen: der ist vor einem dauerhaften und bitteren Hasse, auch gegen diejenigen gesichert, welche ihn am tiefsten verwundet haben. Nach der Erklärung unsers göttlichen Lehrers, der uns ein Gesetz gegeben, das die Selbstsuche untersagt und die Feindesliebe befiehlt, besteht jene darin, daß ich denjenigen, der mich beleidigt, wiederum beleidige, und darin meine Genugthuung, und meine Sicherheit gegen ihn suche.



Zwey Stüke find in diesem Geseze, die es unnatürlich zu machen scheinen, das erste: daß ich auch den beleidigendsten Zumuthungen meines Feindes nicht widerstehen; und das andre, daß ich ihn sogar lieben soll. Das erste nimmt mir meine Selbstvertheidigung, sezt mich allem Muthwillen bloß, nimmt mir die ganze Würde meiner Natur. Die Menschheit stuzt darüber bey dem ersten Anblit, sie glaubt ihre Selbsterhaltung dabey in Gefahr. Hier empört sich das Selbstgefühl. Bey aller Menschenliebe, sagt man, bleibe ich mir doch selbst immer mein Nächster. Zerstört ein Gesez, das den Räuber und Mörder auf Unkosten des Unschuldigen in Sicherheit sezt, den Menschen niederträchtig macht, und das Gefühl von Ehre tödtet, nicht alle Ruhe der menschlichen Gesellschaft?

Die Feinde des Christenthums haben daher auch mit diesem Geseze immer beweisen wollen, daß die christliche Religion mit der Verfassung und Ordnung der bürgerlichen Societät nicht bestehen könne, besonders den Muth und das Gefühl für Ehre schwäche. Aber treffen denn auch alle diese Vorwürfe das Gesez des Erlösers? Dieß verdient doch wohl eine genauere Prüfung. Aber ist denn das Gesez, das die Selbststrache untersagt, jenem Naturtrieb wirklich entgegen? Ehe wir dieses ausmachen, müste wohl die Untersuchung vorhergehen, ob denn wirklich jede Kränkung als eine feindliche Beleidigung angesehen werden könne? — Wer kann sich aber alle die Fälle denken, wo ich auf die unschuldigste Art gekränkt werden kann? — Der Hauptendzwek Jesu ist die Versöhnlichkeit zu empfehlen; weil Rachsucht die große Quelle alles menschlichen Elends ist; weil Rache da, wo noch keine Feindschaft oder Absicht zu schaden war, erst wirkliche Feindschaft erregt, diese immer daurender und bitterer macht, und für die Ruhe und Wohlfahrt beyder Theile, von den traurigsten Folgen ist.

Dau-



Daurende Erbitterung und Feindschaft, was ist schrecklicher — und wie gern erkauften wir oft unsre Ruhe mit einem zehnfach größeren Verlust, als jener war, der die erste Rache veranlaßte!

Widerstand ohne Haß, sagt man, dies ist das Meisterstück der Moral. Aber bey allen Tugenden ist es am schwersten, genau die Grenzen derselben zu bestimmen, sie rein von den Schwachheiten und Leidenschaften zu erhalten, die mit ihnen eine gewisse Aehnlichkeit haben, und wozu dieselben Anlagen des Gemüths, die der Ausübung jener Tugenden günstig sind, auch leicht verführen können. Aus der Vereinigung beyder Anlagen, wenn das Zornartige und Hestige mit dem vernünftigen Theile und mit den Begierden nach Vergnügen in Harmonie gebracht wird, entsteht, wie Plato in seinem Werke von der Republik sagt, der Charakter der Gerechtigkeit in der menschlichen Seele; dann ist Ruhe und allgemeine Liebe im Grunde der Seele immer herrschend, und doch fehlt es, wenn die Gelegenheiten dazu auffordern, nicht an demjenigen Eifer gegen das Böse, an demjenigen lebhaften Unwillen gegen ungerechte Beleidiger, Uebertreter der Gesetze, ohne welche, weder Untergebene regiert, noch ungerechte und unternehmende Menschen, im Zaum gehalten werden können. Und in diesem Verstande ist Widerstand ohne Haß das Meisterstück in der Moral, weil er auf die Vereinigung von Tugenden beruht, die selten beyammen sind, und ein in allen seinen Theilen gleich vollkommen gebildetes Gemüth anzeigt. Widerstand ohne Haß, das ist eigentlich Liebe der Feinde. Denn wo kein Widerstand nothwendig ist, da ist Feindschaft, Emsbildung oder Bosheit.



Aber Widerstand ist oft nothwendig: und die Fähigkeit dazu, gehört zum Charakter eines vollkommenen Menschen. Wer sich nicht andern widersetzen kann, wird nie etwas ausrichten. Denn jede noch so nützliche Neuerung findet Gegner; jeder Vortheil, den wir erhalten, erweckt Neider. Weder das Beste des Publicums, noch unser eigenes kann befördert werden, wenn es uns an Muth und Entschlossenheit fehlt, uns denen entgegen zu stellen, welche aus Ehrthum, oder aus Eigennuz, unsre Plane zu stören suchen.

Aber ist dazu Haß nothwendig, als ein Mittel; oder ist er dabey unvermeidlich als eine Folge? —

Freylich wird der Widerstand lebhafter seyn, wenn eine zwiefache Leidenschaft uns dazu anfeuert, eine, welche auf die Person, eine andre, welche auf die Sache geht.

Indessen lehrt uns eine andre Erfahrung, eben so sicher als jene obige, daß es das augenscheinlichste Merkmal von Schwäche ist; wenn man nöthig hat, erst aufgebracht zu seyn, um andern Menschen widerstehen zu können.

Schwache Herren können ihren Bedienten, schwache Väter ihren Kindern, nicht eher etwas verweisen, als bis sie recht zornig werden. Dieß verdirbt die Zucht von beyden. So geht es im ganzen menschlichen Leben. Der tapfere Mann sagt und thut mit kaltem Blute, was die Umstände erfordern, und was sein Recht ihm erlaubt, es mag auf fallen oder nicht: der Feige fürchtet sich vor andern Menschen, so gerecht seine Sache seyn mag, bis er durch den Zorn, wie durch den Wein, beherzt gemacht wird.

Aus Mangel dieser Beobachtungen, haben sich die Moralisten, in die Pflichten, so zu sagen, getheilt, welche sie



hätten vereinigen sollen. Die einen haben allen Widerstand verboten, um dem Haß zu wehren: die andern haben den Haß erlaubt, um den Widerstand möglich zu machen. Das Letztere ist die gewöhnliche Moral der vornehmen Stände des politischen Lebens: (welche geneigt sind, die Duelle zu vertheidigen) das erste ist die der geringern Stände des Privatlebens, und ist ohne Grund für die Moral der Religion gehalten worden.

Diese unvollständige Betrachtung des Gegenstandes, ist auch die Ursache, warum man geglaubt hat, die Pflicht der Feindesliebe in der alten Moral nicht zu finden; warum man der christlichen Moral vorgeworfen hat, daß sie Feige mache. Man hat auf beyden Seiten die Ausdrücke übertrieben: man hat die des Gegners auf beyden Seiten mißverstanden.

Kein Lehrer der Tugend, von welchem Grundsatz er auch ausgegangen seyn mag, hat den Haß erlauben oder vorschreiben können. Ein beständiger immerwährender Haß ist der unglücklichste, wie der verderbteste Zustand des Gemüths. Wer Ungerechtigkeit verbietet, kann Feindschaften im eigentlichen Verstande nicht gut heißen. Wer von Verbindlichkeit zur allgemeinen Menschenliebe redet, hat eben dadurch die Liebe der Feinde zur Pflicht gemacht. Wenn die alten Philosophen sagen, daß weder Eigenthum noch Ehre wahre Güter sind: so können sie Beleidigungen, die immer nur das eine oder das andere angreifen, nicht für unverzeihlich halten. Aber da sie mehr auf Erhabenheit dringen; da sie die Tapferkeit zu einer Hauptquelle der Pflichten machen; da sie in freyen Staaten, und größtentheils für Staatsleute schrieben: so wird von ihnen der Streit mit Gegnern, als eine unvermeidliche, und eine oft ehrenvolle Rolle auf dem Schauplaze des Lebens beschrieben.



Der Schluß aber von allem diesem, ein Schluß, den vorzüglich junge Leute nicht genugsam ihrem Verstande und ihrem Herzen einprägen können, ist: der gerechte Mann beleidigt Niemanden, und erweckt sich also keine Feinde; der Menschenfreundliche, hat mehr Mitleiden als Groll gegen die, welche ihn ungereizt beleidigen; der Tapfere haßt weniger, weil er im Stande ist, Widerstand zu thun, ohne aufgebracht zu werden; und der Bescheidene entgeht oft den Feindschaften oder mildert sie, weil er sie nicht bemerkt, und also nicht ahndet.

Noch ist ein herrlicher Denkspruch in Absicht der Feindschaften, aus dem Alterthum übrig geblieben, mit welchem ich diesen Abschnitt beschließen will.

Wie kann ich mich, wurde Diogenes von Jemanden gefragt, am besten an meinen Feinden rächen? Durch das, antwortete Diogenes, was deinem Feinde am empfindlichsten ist, nämlich, daß du ein sehr rechtschaffener Mann wirst. \*)

\*) Ich verweise den jungen Leser an die vortrefliche Abhandlung des Herrn Garve, Ueber die menschlichen Pflichten, aus welcher ich die obigen merkwürdigen Stellen entlehnt habe, weil nichts schöneres und gründlicheres hierüber gesagt werden mag. Ferner S. Jerusalems Betrachtungen.

---